

CAROLINA MÜLLER-MÖHL

## Unternehmer in die Politik!

Sommer ist, wenn in der Schweiz die Regierung auf ihr »Bundesrats-Reisli« geht und sich unserins an Kulturevents, wie dem Festival da Jazz im Dracula-Club in St. Moritz vergnügt, wo sich Jazz-Größen wie Dee Dee Bridgewater und Chick Corea die Klinke in die Hand drücken.

Nicht dass ich uns allen die Erholung von den stetig wiederkehrenden Verpflichtungen des Alltags nicht gönnen möchte. Aber die Fülle der Probleme, die unser Land gerade beschäftigen, lassen mich nicht gerade in hochsommerlicher Euphorie schwelgen. Und die direkte Demokratie, in der Partizipation gefordert ist, hält nicht einfach inne, nur weil der Sommer endlich doch noch gekommen ist.

Wer, wie ich, an liberale Prinzipien und an die Selbstverantwortung jedes Einzelnen glaubt, verbringt dieses Jahr keine ruhigen Ferien. Die Schweiz ist von allen Seiten unter Druck geraten. Der andauernde Steuerstreit mit der EU, die permanenten Attacken gegen den Finanzplatz Schweiz und die gescheiterte Lex USA führen uns vor Augen, dass wir international nur wenig Verbündete haben. Und als wäre unser Wohlstand für immer sicher, lanciert die Linke eine Initiative nach der anderen. 1 : 12, Erbschaftsteuer und Mindestlohn sind nur einige der populistischen Postulate, die auf ein erstaunlich positives Echo stoßen. Die Wirtschaftslobby ist abgetaucht – und die einst einflussreiche Economiesuisse leckt nach dem Debakel mit der Abzockerinitiative ihre Wunden. Sie wird – bedauerlicherweise – in absehbarer Zeit nur bedingt handlungsfähig sein.

Zeit für eine strategische Reflexion, wie sie der Unternehmer Jobst Wagner in seinem liberalen Manifest *Strategiedialog 21* fordert, bleibt wenig. Dabei gibt es fundamentale Themen wie die Zukunft unseres Regierungssystems, die Stärkung des Wirtschafts- und Bildungsstandortes Schweiz,



Carolina Müller-Möhl ist Unternehmerin in Zürich

die Stellung unseres Landes in einem globalisierten Wettbewerb und den Umgang mit einer zunehmenden Flut von Umverteilungsiniciativen, mit denen wir uns beschäftigen müssen. Die einst mächtigen liberalen Stimmen, die früher einen wichtigen Beitrag zur politischen Debatte in der Schweiz geleistet haben, werden immer rarer, und ich glaube nicht, dass das nur an der Sommerpause liegt!

Dabei ist klar: Wir brauchen dringend engagierte Bürgerinnen und Bürger, die nicht nur ihre Meinung mit dem Stimmzettel kundtun, sondern für kontroverse Positionen einstehen, auch wenn uns einmal der Wind ins Gesicht bläst. Unsere Milizpolitiker, das darf einmal gesagt sein, tun dies jeden Tag. Hier müssen auch die Medien einen gesellschaftlich bedeutenden Beitrag leisten, indem sie diese Persönlichkeiten, die sich mutig, zivilcouragiert und über ihre eigentliche berufliche Tätigkeit hinaus für die Gesellschaft einsetzen, unterstützen und somit andere ermutigen, es ihnen gleichzutun.

Auch wenn es mühsam ist und der direktdemokratische Prozess langsam, stehen unternehmerische Köpfe in der Pflicht, sich für Ämter und politische Mandate zur Verfügung zu stellen und nicht das Feld widerstandslos einem populistischen Mainstream zu überlassen, der langsam die Säulen unseres Wohlstandes untergräbt.

Vielleicht ist ja die Sommerpause eine ideale Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, wie wir die enormen Herausforderungen meistern können, vor denen wir aktuell, aber auch in absehbarer Zukunft stehen. Und wir sollten uns, frisch erholt, daranmachen, die Kräfte, die für Eigenverantwortung einstehen, neu zu mobilisieren, und unseren Beitrag an die Debatte zu leisten. Nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten.

## WIRTSCHAFT

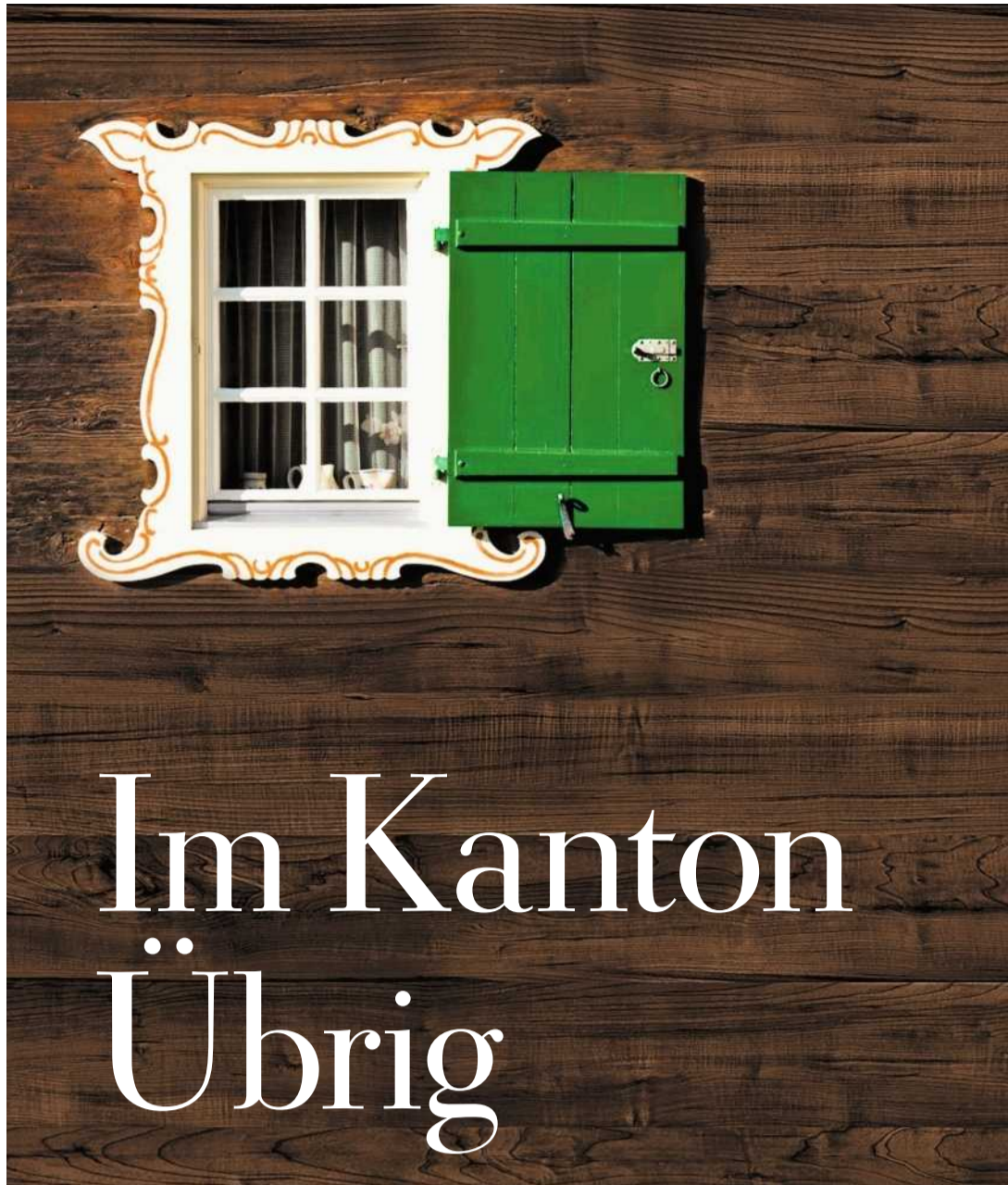
### Was ist der Preis?

Drei Jahre ist es her, dass ihn die *ZEIT* zum Gespräch traf. Carsten Schloter, CEO der Swisscom, sprach damals nicht nur über Handys und Glasfasernetze, sondern auch über die Schattenseiten seines Jobs. Im Jahr zuvor war seine Ehe gescheitert. »Preis bezahlt ist der falsche Begriff, denn ich habe ja selbst meinen Weg gewählt und muss die Verantwortung übernehmen«, sagte er.



Carsten Schloter (1963–2013)

Am Dienstagmorgen wurde Carsten Schloter an seinem Wohnort tot aufgefunden. Die Polizei vermutet einen Suizid. Der 49-Jährige hinterlässt drei Kinder. MAD



**D**ie drei Höllenhunde schnauben, mannshohe Grashalme neigen sich auf Knopfdruck. Mitte Juli, auf der Seebühne in Bregenz testen sie zum letzten Mal die Technik. Am Abend wird hier Opernpremiere gefeiert, *Die Zauberflöte* von Mozart. Es ist Festspielzeit in der Kleinstadt in Vorarlberg; sogar der österreichische Bundespräsident ist von Wien angereist. Und aus der Schar der aufgebrelzten Premierenbesucher, schnappt man den einen oder anderen Fetzen Schweizer Mundart auf.

Bregenz, 28 000 Einwohner, liegt nur zwölf Kilometer von der Grenze zur Schweiz entfernt – und doch ist die Stadt, ja ist das Bundesland Vorarlberg den Schweizern fremd. Wie überall an ihren Rändern, leben die Eidgenossen auch im äußersten Osten des Landes Rücken an Rücken mit ihren Nachbarn. Man macht zwar gute Geschäfte miteinander, trifft sich an einem Grossanlass wie diesem – aber kennen tut man sich kaum.

Doch etwas ist im Rheintal anders als im Tessiner Sottoceneri, am Genfersee, in der Ajoie oder in der Nordwestschweiz – hier findet das Wirtschaftswunder jenseits der Schweizer Grenze statt. Vorarlberg boomt.

Zwar fahren täglich 6000 Österreicher in die Schweiz zur Arbeit und lediglich hundert in die Gegenrichtung. Die Arbeitslosenquote beträgt in Vorarlberg fünf Prozent, in der Schweiz drei Prozent. Aber bereits heute klagen die Personalchefs in Schweizer Firmen über Rekrutierungsprobleme. Es ist für die Vorarlberger nicht mehr so inte-

ressant, in der Schweiz zu arbeiten. Die guten Jobs entstehen nun auch zu Hause.

Auf der Fahrt von Bregenz nach Feldkirch ist der Aufschwung greifbar. Riesige Industriegebiete und Verteilzentren säumen die Hauptstraße, Baumärkte und Möbelhäuser buhlen um Kunden. In Wolfurt baut die Firma Doppelmayer ihre Seilbahnen, bevor sie am Montblanc oder am Stanserhorn, in Singapur oder in Caracas montiert werden. Das Familienunternehmen Blum beliefert aus der Gemeinde Höchst globale Giganten wie Ikea mit seinen Möbelbeschlägen. In der Stadt Dornbirn (46 000 Einwohner) ragt, umgeben von Messehallen, ein futuristischer Ellipsen-Bau in den Himmel: das Viersternehotel Sheraton. In Hohenems steht just neben der Autobahn ein Kinokomplex mit acht Sälen und einem Imax-Theater. Und alle paar Minuten donnert auf der Gegenfahrbahn ein Lastwagen über den Asphalt. Oft ist er orange und gehört den Gebrüder Weiss, der größten privaten Spedition in ganz Österreich. Hauptsitz: Lauterach im Rheintal.

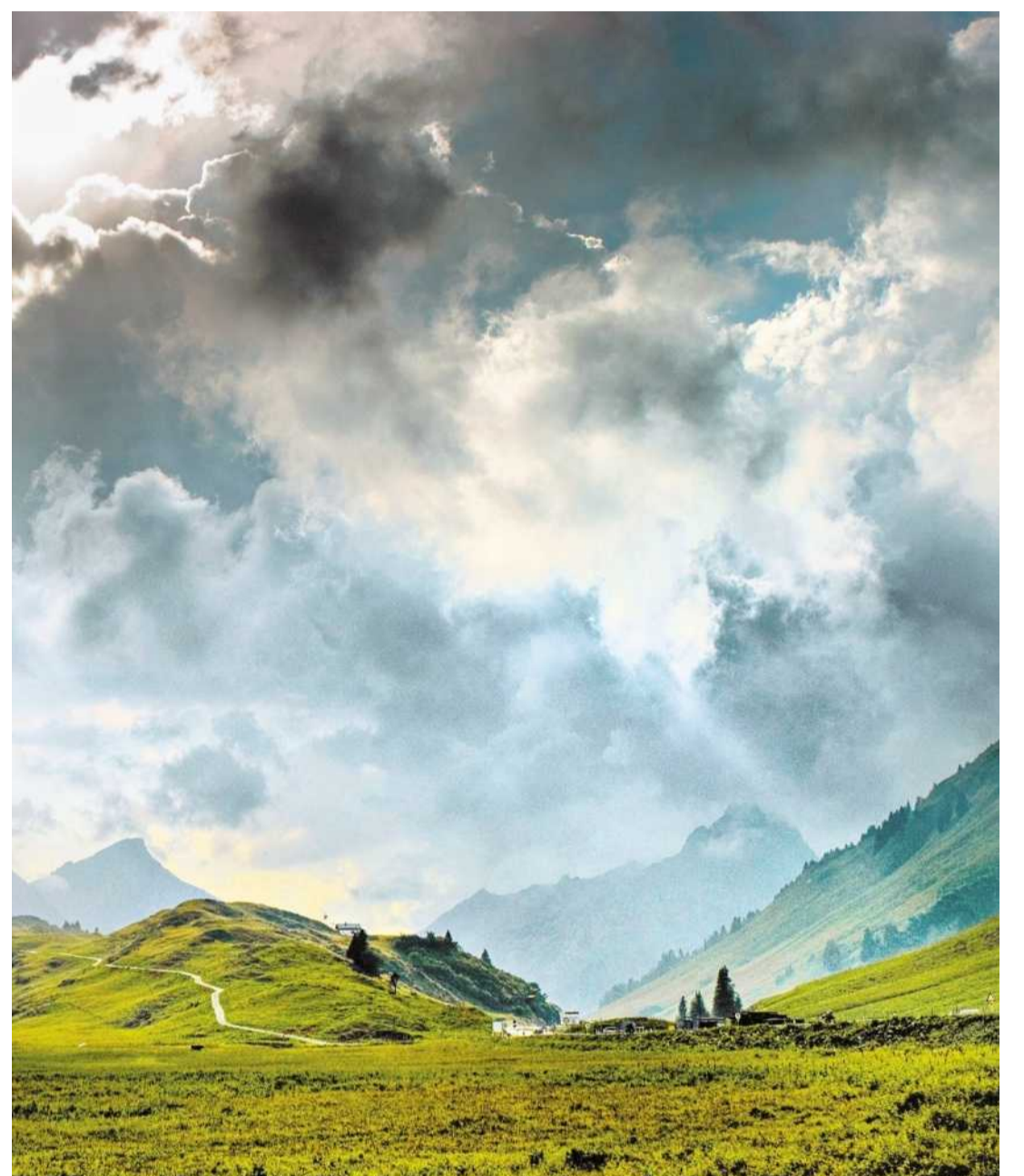
Wie aber wurde aus dem bitterarmen Ländle eine lang gezogene Boomtown, die vom Ausgang des Illtals bis ans Ufer des Bodensees reicht? Wie kam es, dass die Europäische Union Vorarlberg zu einer ihrer fünf dynamischsten Regionen auszeichnete?

Und was heißt das für die Schweiz, wenn das Gras plötzlich auf der anderen Seite der Grenze grüner ist?

Wer etwas über das Rheintal erfahren will, der fährt nach Bregenz zu Ivo Fischer. Der pensionierte Frauenarzt empfängt uns an diesem frühen



Die Vorarlberger verstehen Schweizer Dialekt, Zürich ist ihnen näher als Wien, und nach dem Ersten Weltkrieg wollten sie sogar der Schweiz beitreten. Doch wie ticken unsere nächsten Nachbarn? VON MATTHIAS DAUM



In Vorarlbergs Tälern bewahren sich Tradition und Natur: Montafon (oben links) und Hochtannbergpass (unten rechts). Im Rheintal boomt die Wirtschaft

Juliabend bei sich zu Hause, eine Hüftoperation fesselt ihn ans Bett. »Zum ersten Mal seit 65 Jahren verpasse ich deswegen die Eröffnung der Festspiele«, sagt der 85-Jährige. Im Flur seiner Wohnung hängen Ahnenbilder aus der Kaiserzeit, von der Esszimmerwand lugen ausgestopfte Rebhühner, über der Eckgarnitur baumelt ein von Efeu umrankter Leuchter aus Gämse-Geweihe. »Und gehen sie nachher noch ins Musikzimmer, dort hängt eine Urkunde meines Großonkels, er war 1914 Sicherheitsbeauftragter für den Besuch von Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajevo ...«

**F**iguren wie Ivo Fischer nennt man in Österreich die »Schattenmänner der Republik«. Sie haben zwar nie ein wichtiges Amt bekleidet, aber sie verfügen über mehr Einfluss als manch gewählter Politiker. Für Fischer, den gebürtigen Bregenzer, war es die Mitgliedschaft im Cartellverband, einer katholischen Studentenverbindung, die eng mit der konservativen Österreichischen Volkspartei (ÖVP) verflochten ist, die ihm die richtigen Kontakte verschaffte. Er tanzte Walzer mit Fürstin Gina von und zu Liechtenstein oder arbeitete in den Semesterferien als Sekretär des ersten Bundeskanzlers.

1946 organisierten Ivo Fischer und seine Mitstreiter eine Freilichtaufführung von Mozart-Verken – gegen den Widerstand des damaligen Bürgermeisters. »Als ich beim ihm vorsprach«, erzählt Fischer, »meinte er, das zerbombte Bregenz habe dringendere Probleme, und er herrschte mich an: Du Seckel willst in solchen Zeiten Spiele ma-

chen?« Dann warf er mich aus seinem Büro. Die Spiele aber, sie kamen – und Bregenz erblühte zumindest einmal im Jahr.

Wien, die Hauptstadt, wo in Österreich alles zusammenfließt, war schon immer weit weg. Als Ivo Fischer für die ersten Festspiele ein Symphoniorchester engagieren wollte, fragte ihn der Dirigent: »Wo liegt Bregenz?« Aber auch für die Vorarlberger waren die 600 Kilometer in die Hauptstadt eine Weltreise. »Beim Arlberg begann für uns der Osten«, sagt Fischer.

Vorarlberg, die Randregion, die »ennetbirgische Vogtei«, musste sich selber um ihr Wohlergehen kümmern. Lange tat sie sich damit schwer.

Nach dem Ersten Weltkrieg hatte sie es mit einer Radikallösung versucht: dem Anschluss an die Schweiz. »Hör uns Helvetia / Söhne so nah / Hilf uns befreien!«, schrieb der Anschluss-Propagandist Ferdinand Riedmann, ein Lehrer aus dem Dorf Lustenau, in einem Gedicht zum Schweizer Nationalfeiertag: »Wir sind vom gleichen Blut / Schützen der Freiheit Gut.«

Tatsächlich verlangten 1919 in einer Volksabstimmung 80 Prozent der Vorarlberger, Verhandlungen mit der Schweiz über eine Aufnahme in die Eidgenossenschaft aufzunehmen. Sie ärgerten sich über den Wiener Zentralismus, fürchteten sich vor den Roten, die dort nun das Sagen hatten. Ja, ganz offen und ohne Scham wurde im Abstimmungskampf vor der »Verjudung« des Landes gewarnt. Also sandten die Vorarlberger eine Delegation nach Bern, und Rechtsprofessoren erörterten, welche Gesetzestexte wie geändert werden müssten, falls das damals deutsch-österrei-



chische Land ein eidgenössischer Kanton wird. Die Schweizer aber erwiderten die Liebe ihrer Nachbarn nicht. Sie fürchteten, ein zusätzlicher Kanton in ihrem Bund, dessen Bewohner Deutsch sprechen und Katholiken sind, würde die Eidgenossenschaft aus ihrem fragilen kulturellen Gleichgewicht bringen. (Was die Schweizer Rheintal-Gemeinden ihrerseits nicht davon abhält, große Ländereien in Vorarlberg zu besitzen – und zwar bis heute.)

Auch die Siegermächte wollten 1919 an der Friedenskonferenz in Paris, wo die Grenzen Europas neu gezeichnet wurden, nichts vom Vorarlberger Begehren wissen – somit war die Angelegenheit vom Tisch. Was blieb, war eine überhöhte Bewunderung für die Schweiz. Und ein stehender Begriff: der «Kanton Übrig».

Die Furcht vor der Zerstörung des inneren Kulturfriedens war aber nicht der einzige Grund, weshalb die Schweizer keinen Kanton Vorarlberg wollten: »Sie hätten damit ihr Billiglohnland verloren«, sagt Ivo Fischer. Lange war Vorarlberg das Bangladesch der Ostschweizer Textilindustrie. Im Bregenzer Wald ließen die Fabrikanten ihre Spitzen von Billigarbeitern säubern, um sie später in alle Welt als edle Stoffe made in Switzerland zu verkaufen. Dass sie damit das Land industrialisieren und zur eigenen Konkurrenz machen, daran dachten die geschäftstüchtigen Schweizer damals nicht.

**I**m Zentrum von Dornbirn schaut Joachim Heinzl aus seinem Büro auf eine Baustelle. »Wertschöpfung« ist sein Lieblingswort. Denn Heinzl, ein Mittvierziger mit akkuratem Seitenscheitel, blauem Hemd und Krawatte, ist der oberste Standortförderer des Bundeslandes.

Und wo Wertschöpfung ist, da wird gebaut. So ist der Himmel im Rheintal voller Kräne: Überall werden Mehrfamilienhäuser und Büroblocks hochgezogen. Seit den fünfziger Jahren hat sich die Bevölkerung auf österreichischer Seite mehr als verdoppelt. Heute leben hier 245 000 Menschen, am Schweizer Rheinufer sind es 64 000. Keine andere Region in Österreich wächst stärker. Und wer hier wohnt oder arbeitet, der ist viel unterwegs. Meistens im Auto. Die Straßen im Rheintal sind ständig verstopft, obschon zwei Autobahnen – eine links und eine rechts des Rheins – das Tal erschließen.

Joachim Heinzl sieht darin vor allem eins: Wertschöpfung. Er rattert eine Liste von Firmenamen runter, die im Rheintal wirtschaften. Er erzählt, wie in den sechziger Jahren die Textilindustrie alles beherrschte, wie sie unterging und heute nur noch eine Nische besetzt. Und wie die Metall- und Maschinenbauer diese Lücke füllten: »Vorarlberg ist heute stärker industrialisiert als alle anderen Regionen des Landes.«

Die Wende kam 1995. Mit dem EU-Beitritt von Österreich war Vorarlberg plötzlich mittendrin statt nur dabei. Der Arlberg, diese steinerne Barriere zum Rest des Landes, kümmerte keinen mehr. Die Unternehmer schauten nun nach Bayern und Baden-Württemberg. Die Schweiz, das Nichtmitglied, verlor an Anziehungskraft.

Wie alle Randgebiete, mussten die Vorarlberger seit jeher in der Fremde ihr Glück suchen. Ivo Fischer, der Frauenarzt, ging seinerzeit in die USA nach Yale und Harvard, wo er an der Entwicklung der Antibabypille mitarbeitete. Zum Studium müssen die Jungen noch heute weg. Es gibt keine Universität im Tal, nur eine Fachhochschule. Aber immer mehr kehren später zurück. »Unter den technischen Studenten ist es bereits die Hälfte«, sagt Joachim Heinzl, der einst zum Studium nach Wien und Leeds ging und danach bei Leica in Heerbrugg arbeitete.

Der Aufschwung im Armenhaus schuf aber auch Unfrieden: Er brachte die wirtschaftlichen Machtverhältnisse ins Wanken. Österreichische, Schweizer und deutsche Unternehmen machen sich in der Grenzregion gegenseitig die Facharbeiter streitig. Meist obsiegen die Schweizer – sie zahlen

die besten Löhne, rund 20 Prozent mehr. »Heute hat man eingesehen, dass jeder Facharbeiter, der in die Region kommt, ein guter Facharbeiter ist«, sagt Heinzl. In kleinen Schritten wird das Gärtchen denken überwunden.

In einem Verwaltungsbüro der Altstadt von Bregenz. An der Wand hängt ein großes Satellitenbild, es zeigt das Rheintal von oben und einen großen, weißen Fleck: die Schweiz.

»Ja, so sahen unsere ersten Karten aus«, sagt Martin Assmann: »Aber wir haben dazugelernt.« Der Raumplaner leitet das Projekt Vision Rheintal. »Unser Ziel ist es, dass die Menschen das Rheintal als einen Lebensraum erkennen.« Seit fast zehn Jahren versucht er den Boom in geordnete Bahnen zu lenken. Er hilft den Gemeinden, sich zu vernetzen, damit nicht jede ihren eigenen Gewerbepark, ihren eigenen Freizeitempel erstellt – und damit den raren Boden im Rheintal vergeudet. Er unterstützt das Ländle dabei, sein Verkehrschaos zu bändigen. Er lässt berechnen, wie das Tal in zehn, zwanzig Jahren aussehen könnte. Und er spricht mit den Schweizern, dem ehemals weißen Fleck.

Martin Assmann greift sich ein gelbes Heft mit den aktuellsten Karten. Tatsächlich, in der Welt der Planer ist das Rheintal nun eins. Sie wissen: Wer von St. Margrethen nach Bregenz will, muss durch ein Nadelöhr. Sie sehen, dass Gemeinden wie Au und Lustenau nahtlos miteinander verwachsen sind. Wer sich hier nicht auskennt, der landet im falschen Rathaus. Ja, die Vorarlberger sind sogar Teil eines von der Eidgenossenschaft finanzierten Agglomerationsprogramms: »Wir wurden dafür nach Bern eingeladen«, sagt Assmann stolz. Was man dazu in der Hauptstadt meinte? »Raumplanung ist Landeskompetenz, eine Rücksprache mit Wien war deshalb nicht erforderlich.«

Aber wie sieht es in den Köpfen der Menschen aus? Fühlen sie sich wirklich als Rheintaler – und erst dann als Österreicher oder Schweizer? Grenzübergang Widnau. Der Föhn bläst durchs Tal. »An kaum einem anderen Ort in Europa ist die Grenze so gut wahrnehmbar wie im Rheintal«, hat uns Raumplaner Assmann mit auf den Weg gegeben. Und in der Tat sieht es hier aus wie im Niemandsland. Die Rheinbrücke überspannt in weitem Bogen den milchig schäumenden Fluss, der, eingezwängt zwischen hohen Erddämmen, zum See strömt. Der Rhein, der dem Tal seinen Namen gab, der seine Lebensader wäre. Er trennt, was eigentlich zusammengehörte.

**U**nd so drängen sich am Abend in der Poolbar von Feldkirch auch nur Österreicher. Hier, wo die Bergflanken dem Talboden immer näher kommen, wird jeden Sommer ein ehemaliges Schwimmbad zum In-Place. Auf der Bühne steht eine Trash-Metal-Band. Lokalmatadoren aus der Stadt mit ihren 31 000 Einwohnern. Das Publikum wogt mit. Die meisten sind Studenten, die in den Sommermonaten aus Innsbruck oder Wien nach Vorarlberg zurückkehren.

Die nahe Schweiz, sie ist für sie ein weißer Fleck. Klar, drüben waren sie schon alle. Gutes zu berichten hat fast niemand. »Die Schweizer Zöllner filzen dich, wenn du etwas jünger aussiehst«, sagt einer. Ein anderer meint: »Zürich ist viel zu teuer, für das Geld, das ich dort ausgeben, kriege ich hier drei Gschpritze.« Und eine Fotografin, Mitte dreißig, sagt: »Ihr Schweizer seid schon sehr davon überzeugt, dass ihr im besten aller Länder wohnt.«

Längst sind die Vorarlberger nicht mehr die armen Nachbarn und Verwandten, auf die man von der Schweiz aus hinabschaut. Sie sind selbstbewusst geworden. Für die Schweizer ist das eine neue Situation. Sie sind es gewohnt, dass man um ihre Liebe buhlt. Nun müssten sie sich mal etwas anstrengen.

Mitarbeiter: FLORIAN GASSER

Für die Bregenzer Festspiele (oben links) pilgern sogar Wiener ins Rheintal. Aufgeführt wird heuer »Die Zaubrerflöte«. Ein barockes Fresko feiert die einst mächtigen Vorarlberger Bauern (oben rechts)

NORD-SÜD-ACHSE

Bock auf dem Schweizer Pass

Der Nationalstolz macht für vieles blind. Zum Beispiel für die Globalisierung VON ANITA FETZ

In einer Woche brennen in der Schweiz Lampions, Höhenfeuer und Feuerwerk. Kinderaugen werden glänzen und patriotische Herzen glühen. In Stadt und Land werden Raketen und Böller eine Tonspur bilden, die an Dokumentarfilme über chinesische Neujahrsfeiern oder den Syrienkonflikt erinnert. In den 1.-August-Weggen werden Fähnchen mit Schweizerkreuz stecken, Großväter werden (wie jedes Jahr) zu einem Vortrag über die verschiedenen Landeshymnen vor Einführung des »Tritts im Morgenrot daher« ausholen, Großmütter darob (auch wie jedes Jahr) die Augen verdrehen und die Jungmannschaften das alles nicht weiter ernst nehmen. Hauptsache, es knallt ordentlich.

In diese Zeit der Vorbereitungen fiel eine Meldung, die es auf die Titelseite eines Penderblattes schaffte. *Ausländer: Null Bock auf Schweizer Pass* hieß die kuriose Schlagzeile. Kurios, weil: Verglichen mit dem Rekordstand von fast 14 000 Wiedereinbürgerungen von ehemaligen Schweizerinnen und Schweizern im Jahr 1953 hätten die nur vier Wiedereinbürgerungen des damals letzten statistisch verfügbaren Jahres eigentlich zu folgender Schlagzeile führen müssen: *Inländer: Null Bock auf Schweizer Pass*. Noch nie gab es so wenige Wiedereinbürgerungen, seit die Statistik geführt wird.

Noch kurioser ist, dass es überhaupt zu dieser Schlagzeile kam. Denn sie lautete nicht: *Einbürgerungen: Trend rückläufig*, was die Ursache offen gelassen hätte. (Weniger Gesuche? Höhere Ablehnungsrate wegen mangelnder Voraussetzungen? Hinterhältigere »Schweizermacher«? Alles in Kombination?) Sondern sie verortete den Grund für die sinkenden Einbürgerungszahlen einzig und allein in einem geschwundenen Interesse am Schweizer Pass, was vielleicht nicht einer gewissen Plausibilität entbehre, würde es zum Beispiel mit der Anzahl ausgestrahlter ländlicher Heile-Heidi-Welt-Sendungen des Schweizer Fernsehens in Verbindung gebracht. Würde es aber nicht.

Ohne einen solchen Zusammenhang braucht es für die Schlagzeile eine unausgesprochene Annahme. Nämlich die, dass der Schweizer Pass so etwas wie die höchste aller in einem Menschenleben erreichbaren Weihen und deshalb für etwa sieben Milliarden Menschen erstrebenswert sei. Und zwar bedingungslos.

Anders gesagt: Aus der Schlagzeile blinzelte das blanke Unverständnis eines, sagen wir, FC Zürich-Fans darüber, dass es Menschen gibt, die einem FC-Basel-Fanclub angehören – und das auch noch gerne: Menschen, die überhaupt nicht daran denken, das zu ändern. Aus welchen, sagen wir, für GC-Fans unverständlichen Gründen auch immer. Und die fromme Seele ahnt: Aus der Schlagzeile sprach gekränkter Stolz. In seiner emotionalsten Färbung: der gekränkte Nationalstolz.

Das Thema hat erwartungsgemäß die Kommentarspalten im Internet mit Hunderten Leserbeiträgen geflutet – da Nationalstolz oft blind macht, leider nicht darüber, was die Schweiz ausmacht und wie wir sie so gestalten können, dass sie auch im globalisierten 21. Jahrhundert das bleibt, was sie ist: ein tolles, erfolgreiches Land, für das wir uns gerne einsetzen und das unsere Heimat ist. Manchmal halt auch ohne Schweizer Pass.

Vielleicht sind Kommentarspalten ganz einfach der falsche Ort für solche Überlegungen. Außerdem birgt das Internet sogar in patriotischer Hinsicht Irritationspotenzial: Wenn Sie auf der Internetseite der Bundesbehörden dort, wo die Landeshymne von den Basler Madrigalisten gegeben wird, dem Link »Der Schweizerische Nationalfeiertag« folgen, wird auf Ihrem Bildschirm ein neuer Text erscheinen. Einer, der von Ben Vautier sein könnte und seinem Weltausstellungsmotto »La Suisse n'existe pas« zur späten Ehre gereicht: »Seite nicht gefunden«. *Honi soit qui mal y pense!*

Nächste Woche in der Kolonne »Nord-Süd-Achse«: Der Tessiner Financier Tito Tettamanti



Anita Fetz ist Unternehmerin und Ständerätin

# Die Tagesspiegel-Gesundheitsführer

In Zusammenarbeit mit **gesundheitsstadt berlin** das Gesundheitsnetzwerk



**Klinikführer Berlin und Brandenburg 2013**  
 ▶ 81 Krankenhäuser im Porträt  
 ▶ Die besten Kliniken – empfohlen von 2.000 Medizinern  
**Bestellnr. 6489**

**Pflegeheimführer Berlin und Brandenburg 2013**  
 ▶ 380 Pflegeheime im direkten Vergleich  
 ▶ Qualität, Ausstattung und Preise auf einen Blick  
**Bestellnr. 7066**

**Rehaführer Berlin und Brandenburg 2012**  
 ▶ 71 Rehabilitationszentren im direkten Vergleich  
 ▶ Qualität, Behandlungserfahrungen & Ausstattung auf einen Blick  
**Bestellnr. 3896**

**NEU! Arztpraxenführer Berlin 2013**  
 ▶ 420 Spezialmediziner im großen Qualitätsvergleich  
 ▶ Exklusive Ärzteumfrage – 1.400 Mediziner empfehlen die besten Spezialisten  
 ▶ Mit ausführlichem Serviceteil – alle Praxen mit Adressen, Foto und Sprechzeiten  
 ▶ Erstmals Patientenbewertungen ambulanter Mediziner  
**Bestellnr. 8109**

Preis je Band: 12,80 €  
 Preise inkl. MwSt. und Versand.

TAGESSPIEGEL SHOP

Bestellhotline (030) 290 21-520 • [www.tagesspiegel.de/shop](http://www.tagesspiegel.de/shop)  
 Tagesspiegel-Shop, Askanischer Platz 3 (S-Bhf. Anhalter Bahnhof), 10963 Berlin  
 Öffnungszeiten: Mo.–Fr. 9.00 bis 18.00 Uhr • Mit eigenem Kundenparkplatz!